



Jeder Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt werden.

Nr. 50.

Sonntagsbeilage zur Sächsischen Dorfzeitung. 14. Dezember 1901.

In den Tropen.

Novelle von A. Wendt.

(Schluß.)

Der Kampf in seinem Innern, seine wechselnden Gedanken spiegelten sich in Arthurs Antlitz wieder und Ada beobachtete ihn traurig. Wo war die edelmüthige Un-eigennützigkeit geblieben, welche Ada so entzückt hatte?

Dieser Bruder, welchen er todt glaubte, den er so tief betrauerte, lebte, und er schien unter großer Enttäuschung zu leiden. Frau Smith, weniger romantisch als ihre Tochter, gewahrte auch Arthurs Niedergeschlagenheit, beurtheilte sie aber ruhiger. Sie erhob sich leise und ging hinaus, ohne daß er es gewahrte. Ada zögerte zu folgen, sie wartete auf ein Wort von Arthur, das ihre Zweifel verjagte und seine Ehre rettete. Das Schweigen dauerte fort; nun wollte auch sie ihn allein lassen. Die Bewegung, die sie machte, um sich zu entfernen, weckte Arthur aus seinem Brüten.

„Fräulein Ada, verlassen Sie mich nicht jetzt,“ sagte er mit tief traurigem Ton. „Ich habe es einst gewagt, Sie um Ihre Freundschaft zu bitten, wozu ich nicht das geringste Recht hatte; Sie haben mich für sehr unbescheiden halten müssen, und doch wiesen Sie meine Bitte nicht zurück. Damals war ich für Sie ein Unbekannter, heute wissen Sie, wer ich bin, und heute appellire ich mehr als je an Ihre Freundschaft, denn ich bin sehr unglücklich. Ich bedarf Ihres Rathes, wenn möglich Ihrer Sympathie, in jedem Fall Ihrer Achtung. Ich werde Sie nicht lange belästigen; die Umstände haben zwischen uns einen unübersteigbaren Abgrund errichtet; bald werde ich Sie auf

Nimmerwiedersehen verlassen. Lassen Sie mich einmal Ihnen mein Herz ausschütten und geben Sie mir die Hoffnung, daß, nachdem Sie mich gehört haben, Sie mich beklagen, aber nicht tadeln.“ Das junge Mädchen nickte stumm.

„Nicht wahr, Sie glauben mir, wenn ich Ihnen sage, daß ich nie bis heute die Wahrheit gekannt oder nur geahnt habe?“

„Unbedingt, Herr Werner.“

„Sie glauben mir also und haben von Anfang an geglaubt, daß ich, wenn mein Bruder am Leben sei, ihm ohne zu zögern das Vermögen überlassen würde, welches mir mein Onkel im Glauben an — Roberts Tod vermacht hat.“

„Ja, ich habe es so angenommen.“

„Sie wissen nicht, ob Sie jetzt noch so denken sollen? Aber dennoch, mein Entschluß ist derselbe, ich habe keinen Augenblick geschwankt. Sie thun mir unrecht, meine Traurigkeit einem Beweggrunde zuzuschreiben, der nicht existirt. Ich habe das Vermögen nicht begehrt, habe mich wegen der Meinigen, die ja auch die Seinigen sind, darüber gefreut. Mein Bruder allein hat das Recht darauf, er wird es durch mich erfahren.“

„Wie, Herr Werner, Ihre Absicht ist . . .?“

„Zu thun, was mein Onkel gethan hätte, wenn er Robert am Leben gewußt hätte, und nicht diesen Irrthum dazu auszunutzen, mich mit dem zu bereichern, was mir nicht gehört.“

„Das ist schön, das ist edel von Ihnen, Herr Werner!“ sagte Ada, ihm die Hand reichend.



Der kleine Nachwächter Von U. Roestel.

„Ich bin stolz, Sie meinen Freund zu nennen. Warum aber dieser Trübsinn? Macht das Bewußtsein, so edel handeln zu wollen, Sie nicht froh?“

„Nein, Fräulein Ada, und das eben betrübt mich. Diesen Bruder, den ich so sehr liebte und den ich verloren glaubte, finde ich unter den Ihnen bekannten Umständen wieder. Seine Enttäuschung beim Verlesen des Testaments, welches ihn aller seiner gesetzlichen Rechte beraubt, kann ich begreifen, aber seine bitteren Worte, seine beleidigenden Zweifel gegen den Todten . . . gegen mich . . . seinen jähen Abschied ohne ein Wort für mich verstehe ich nicht. Gaben die wechselnden rauhen Lebensschicksale ihn so verändert, daß er nur noch Zorn und Haß empfinden kann? Ich kann auch nicht die große Antipathie, die Robert mir vom ersten Augenblick eingelöst hat, begreifen, gegen welche sich mein ganzes Herz empört und die doch bestehen bleibt, obgleich ich weiß, daß er mein Bruder ist.“

Ada zitterte. Arthurs Worte, welche auf die Szene, der auch sie beigewohnt hatte, anspielten, erweckten in ihrem Herzen ein schmerzliches Echo. Sie war über James' Betragen empört gewesen.

Arthur deutete ihre Bewegung falsch, mit Anstrengung sagte er: „Verzeihen Sie, daß ich so zu Ihnen spreche; ich vergaß . . . Es war unrecht von mir. Gegen Sie noch weniger als gegen jeden anderen durfte ich diese Sprache führen. War es nicht abscheulich von mir, so von ihm zu Ihnen zu reden?“

„Warum gerade so nicht zu mir?“ fragte sie, ihn erstaunt ansehend. „Daß die Geschichte Ihnen sehr peinlich ist, begreife ich, und daß diese häßliche Szene Ihnen tiefen Schmerz bereitet, ist wohl natürlich; aber was kann das Ganze für mich so Abscheuliches haben?“

„Wenn Sie mir gestatten, zu vollenden, werden Sie mich verstehen, Fräulein Ada. Ich habe Ihnen ein Bekenntniß abzugeben und hoffe auf Ihre Verzeihung. Sie erinnern sich des letzten Abends in Manoa vor meiner Abreise, nicht wahr?“

„Ja.“

„An jenem Abend fand zwischen Ihnen und meinem Bruder eine Unterredung auf der Terrasse statt. Ich saß in einer Ecke der Veranda und hörte so durch Zufall einige Worte Ihrer Unterhaltung; ich that unrecht, hätte meine Gegenwart verrathen, mich zurückziehen sollen. Leider that ich es nicht, und der erste Satz, den ich hörte, bestätigte alle meine Vermuthungen. Ich hörte . . .“

„Nun, dann wußten Sie ja doch, wer er war?“

„Wie denn, Fräulein Ada?“

„An jenem Abend eben hat er mir zum ersten Mal von seinem Geheimniß geredet.“

„Was ich hörte, hatte keine Beziehung zu diesem Geheimniß.“

Das junge Mädchen sah ihn voller Erstaunen an. Was sie in seinen Augen las, verwirrte sie; tief erröthend sagte sie mit unsicherer Stimme: „Fahren Sie fort.“

„Ich hörte einige Worte, Fräulein Ada, welche mir keinen Zweifel mehr darüber ließen, daß mein Bruder Sie liebt und Sie ihn wieder lieben.“

Ein leichtes Lächeln flog über Adas Gesicht, mechanisch pflückte sie eine Eisenblüthe, die sich in ihrem Bereich befand, und zerpflückte sie langsam, daß die Blätter zu ihren Füßen zu Boden fielen. Beide schwiegen. Arthur fragte sich, ob sie ihm wohl verzeihen würde oder ob ihr Schweigen ihm andeutete, daß er ihr lästig wurde. Sie verfolgte mit ihren Blicken Blatt um Blatt der Blume; als sie das letzte in den Fingern hielt, hob sie ihre Augen zu ihm empor und sagte so leise, daß er Mühe hatte, sie zu verstehen: „Ich bin etwas abergläubisch . . . Wissen Sie, was mir diese Blume sagt?“

„Nein, Fräulein Ada.“

„Sie sagt mir, . . . daß . . . Sie mich lieben.“

„Die Blume spricht die Wahrheit, Ada,“ sagte er tiefbewegt.

Sie neigte den Kopf, schmiegte ihre kleine Hand in die seinige und flüsterte: „Ich danke Dir, Werner. Auf baldiges Wiedersehen!“ Dann war er allein, allein mit seiner großen Liebe und mit der süßen Erinnerung an ihre letzten Worte.

VIII.

Beim Verlassen des Zimmers, in welchem das Testament verlesen worden war, gab James seinem Diener den Befehl, sein Pferd zu satteln, und begab sich in sein Zimmer. Er schien

wieder vollkommen Herr seiner selbst, seine Züge hatten wieder ihre gewöhnliche, undurchdringliche Festigkeit erlangt. Schnell, aber ohne Hast traf er seine Vorbereitungen zur Abreise, untersuchte sorgfältig das Schloß seines Revolvers, erneuerte die Zündhütchen, stieg zu Pferde und sagte seinem Diener, er solle sich, sobald er irgend fertig sein könnte, mit seinem Gepäck nach Manoa begeben. Ein rascher Unblick belehrte ihn, daß man seine Abreise nicht bemerkt habe, ihm niemand gefolgt sei, und nach wenigen Minuten befand er sich auf dem Wege nach Manoa. An der Stelle, wo der Weg sich theilte, hielt er unentschlossen einige Augenblicke an; der eine am meisten benutzte, der bessere aber auch viel weitere, führte auf dem Bergrücken entlang, der kürzere war ein schmaler Weg unmittelbar am Abhange. Er wählte den letzteren. Länger als eine Stunde war er unterwegs, da vernahm er hinter sich den schnellen Trab eines Pferdes; er horchte, das Geräusch näherte sich. Augenscheinlich folgte ihm ein Reiter. Sein Gesicht nahm einen drohenden Ausdruck an, er setzte sich fest in den Bügeln, lockerte die Zügel und trieb leicht mit den Sporen seinen Renner an, welcher nun in schnellem Galopp dahinstürmte. Es half ihm nichts, auch der Verfolger verdoppelte die Schnelligkeit seines Rittes, und mit sich selbst berathend, entschloß er sich, in ruhigem Tempo seinen Weg fortzusetzen. Bald erkannte er in dem Verfolger Abio, welcher direkt auf ihn zuritt. Der sehr schmale, dicht am Felsen entlang führende Weg hatte nicht Raum für zwei Reiter, der eine von ihnen wäre in den Abgrund gedrängt worden.

James ließ den Kanaken bis auf kurzen Zwischenraum herankommen, dann fragte er: „Was willst Du?“

„Das werde ich Ihnen schon sagen.“

„Halt! oder Du bist ein Kind des Todes.“

„Ah! Also jetzt morden Sie auch, Sie elender Räuber!“

James erblaßte und zog den Revolver. Abio entging nicht die geringste Bewegung seines Gegners, langsam ließ er sein Pferd vorgehen, mit der rechten Hand ergriff er den am Sattelknopf befestigten Lasso und schlang ihn über seinen Kopf. James wußte aus Erfahrung, welche eine furchtbare Waffe derselbe in den Händen der Eingeborenen ist. Die Sicherheit ihres Blickes, ihre erstaunliche Geschicklichkeit im Schleudern dieses beweglichen Knotens, mit welchem sie selbst wilde Stiere bezwingen, waren ihm wohlbekannt und ließen ihm keinen Zweifel über den Ausgang des Kampfes. Er hob den Arm und feuerte zwei Schüsse hintereinander auf seinen Gegner ab, in demselben Augenblick, als der sicher geschleuderte Lasso über seinem Haupte pfliff.

„Bandit!“ schrie Abio auf, dessen rechter Arm von der Kugel getroffen trug an seiner Seite herabhin, ergriff aber den Lasso mit der linken Hand und versuchte, den Knoten am Halse seines Gegners festzuziehen. Diesen Augenblick benutzte James und streifte den Lasso über seine Schulter; noch eine Bewegung, und er war frei. Aber sein Pferd, durch die Schüsse erschreckt und noch mehr durch das Pfeifen des Lasso beunruhigt, machte einen Seitensprung, die Vorderfüße traten in die Leere, es verlor das Gleichgewicht und Roß und Reiter, dem es gelungen war, sich vom Lasso zu befreien, stürzten eine Höhe von über zwanzig Metern hinab auf den Meeresstrand. Abio sah sie fallen, bogen sich über den Abgrund, um sich zu überzeugen, daß sich nichts mehr bewegte, und begab sich auf den Rückweg nach Hilo. Seine Verwundung war ernst und verursachte ihm viel Schmerzen. Erst am Abend erreichte er die Pflanzung und ließ sofort Riolla zu sich bitten. Mit der größten Kaltblütigkeit erzählte er, was sich ereignet hatte, und bat ihn, seinen Herrn davon zu benachrichtigen. Riolla verlangte, daß er es selber sage, ließ seine Wunde verbinden und überbrachte Arthur die Nachricht, daß Abio ihn zu sprechen wünschte. Arthur kam und in kurzen Worten erzählte der Kanake seine Geschichte.

Entsetzt rief Arthur: „Unglücklicher, Du hast meinen Bruder getödtet!“

„Herr, ich habe niemand getödtet, und John Burdan ist nicht Ihr Bruder.“

„John Burdan?“

„Ja, John Burdan, der größte Bandit im Staate Virginia, wo ich ihn zu meinem Unglück kennen lernte. Er hat mich meines ganzen Besitzes beraubt; im Jahre 1872 hat er Virginia verlassen, weil die empörten Goldgräber übereingekommen waren, ihn zu

lynchen. Ich war damals gerade krank, unfähig, ihn zu verfolgen, hatte aber geschworen, daß er, wenn er mir je in den Weg käme, mir nicht entkommen sollte. Jedenfalls glaubte mich der Glende damals gestorben, denn in der That, viel fehlte nicht daran. John Burdan ist ein Amerikaner aus Baltimore und die Zahl seiner Verbrechen ist endlos."

Abio erzählte mit so großer Sicherheit, war so bestimmt und klar in seinen Aeußerungen, daß Arthur nicht wußte, was er glauben sollte; er ließ sich von Abio den Ort des Absturzes genau bezeichnen und gab Miolla Befehl, einige Kanaken unter Führung eines zuverlässigen Beamten auf die Suche nach James zu entsenden. Er selbst ging zu Fred Das.

Der Greis hörte Arthurs Bericht mit großer Aufmerksamkeit an. Die Enthüllungen, welche Frau Smith ihm gemacht, seine Verständigung mit Ada, und was dann zwischen Abio und James sich ereignet hatte.

"Abio hat Recht," sagte er dann. "Ich bin fest überzeugt, daß Frau Smith von dem geriebenen Schurken betrogen ist; in alle dem ist ja ziemlich viel enthalten, was mir sonderbar erscheint, das wird sich aber aufklären. Glaube mir, Arthur, dieser James ist schon derjenige, als welchen Abio ihn bezeichnet, und unsere Antipathie war nicht ohne Grund." Dann den Ton ändernd fuhr er fort: "Also Du liebst Ada, Arthur, und ich hatte nichts davon gemerkt! Ja, ja, wenn man alt wird, sieht man schlecht."

Es war sehr spät, als die Kanaken mit dem Verwundeten auf einer Tragbahre zurückkehrten. James war nicht todt, aber der eiligst herbeigerufene Arzt konstatierte schwere innere Verletzungen, welche keine Hoffnung ließen. Man legte ihn auf das Bett, welches er noch am Abend vorher benutzt hatte; die körperliche Ruhe und die ihm eingesöfhten scharfen Essenzen erweckten ihn aus seiner Betäubung und nach und nach erhielt er den Gebrauch seiner Sinne und Sprache wieder. Er fragte den Doktor nach seinem Zustande, und als dieser mit der Antwort zögerte, sagte er: "Vorwärts, Doktor, sagen Sie mir die Wahrheit, ich kann sie hören; ich habe dem Tode oft genug ins Gesicht geschaut und habe keine Furcht."

So gedrängt, sagte ihm der Arzt, daß seine Stunden gezählt seien und er wohl kaum den nächsten Tag noch überleben würde, Einige Augenblicke verharrte er schweigend, dann verlangte er, daß Fred Das und Arthur geholt würden, welche seinem Ruf sofort Folge leisteten. Er bestätigte ihnen, was Abio gesagt hatte. Er war John Burdan. In Kalifornien hatte er Robert Heller kennen gelernt. Sie hatten gemeinsam in den Goldlagern Nevada gesucht, er unter falschem Namen, Robert hatte nie den richtigen erfahren. Weniger kräftig als er, erkrankte Robert erustlich und starb an Schwäche und Entbehrungen. John kannte Roberts Geschichte, und da dieser todt war, legte er Beschlagnahme auf die geringe Hinterlassenschaft seines Gefährten. Er bemächtigte sich seiner Papiere, der Briefe seiner Familie, und gezwungen, Name und Wohnort zu ändern, war er nach San Franzisko als Robert Heller gegangen. Dort war er in Verbindung mit Frau Smiths Agenten, welcher zugleich derjenige Steffen Hellers war, getreten und hatte die Stellung bei Frau Smith angenommen. Er hatte erfahren, daß Steffen Heller sehr reich war, und beschloß, sich ihm zu nähern. Daß Robert seinen Onkel nie gesehen hatte, wußte er. Der Letztere lebte hochbetagt allein hier auf der Insel, ohne jede Verbindung mit seiner Familie. John sagte sich, der Pflanzler könne bald sterben, und die gestohlenen Papiere konnten ihm dazu dienen, sich als Robert Heller einzuführen. Bis ein Brief nach Europa und Antworten dorthin gelangten, vergingen Monate und er konnte, ehe der Betrug entdeckt wurde, wenn nicht das Ganze, so doch recht bedeutende Summen flüssig machen. Gleich am ersten Tage seines Dortseins vertraute er sein Geheimniß Frau Smith an, mit der Bitte, es niemand mitzutheilen. Nachdem er die Sachlage richtig kennen und beurtheilen gelernt hatte, sagte er sich, daß Steffen Heller möglicherweise noch eine lange Lebenszeit vor sich haben, daß sein ursprünglicher Plan scheitern könne, er sich also vor jeder Eventualität schützen müsse. Er besaß das Vertrauen von Frau Smith, einmal im Leben wollte er klug und dabei doch ehrlich sein. Er war es und nahm die Interessen seiner Herrin wahr, als wären es seine eigenen. Es war nun gleich, ob er Steffen Hellers Erbe ward oder nicht, er hatte einen guten Grund gelegt und trachtete

darnach, Adas Gatte zu werden; aber klug genug, sich nicht vor der Zeit zu verrathen, ging er nur langsam und sehr vorsichtig vorwärts. Der Zufall hatte es gefügt, daß er bei Hellers plötzlichem Unfall gegenwärtig war, er wußte, wo sich die wichtigen Papiere befanden; er war es auch gewesen, welcher am Abend das Schränkchen geöffnet und das Testament gelesen hatte.

Da er nicht wußte, wer Werner war, glaubte er sich seines Erfolges sicher, denn das Testament bezeichnete Robert Heller als Erben, Frau Smith und Ada glaubten an seine Identität und ihre Aussage mußte im Entscheidungsfalle den Ausschlag geben. Daher erklärte sich seine Wuth bei der Lesung des Kodizills. Werner war Roberts Bruder, das so leicht gewonnene Spiel war verloren. Nicht genug damit, schien sich alles gegen ihn zu verschwören. Abio, eines seiner zahlreichen früheren Opfer, welchen er längst todt geglaubt und ganz aus dem Gedächtniß verloren hatte, erschien in dem Moment seiner Enttäuschung und erkannte ihn. All seine wohlüberdachten Pläne scheiterten, es blieb ihm nichts übrig, als so schnell wie möglich zu fliehen. Er war auf dem Wege nach Manoa, um seine Vorbereitungen zur Abreise zu treffen, die mit dem ersten Schiff, welches Honolulu verließ, gleichviel wohin, stattfinden sollte, als Abio ihn verfolgte. Jetzt müsse er sterben und das sei gut; er hinge nicht am Leben, sei recht müde und gern bereit, den ewigen Schlaf zu thun. Er glaube an nichts und fürchte nichts. —

Zwei Monate nach diesen Ereignissen heirathete Arthur seine geliebte Ada. Er wußte, daß er den Sinn ihrer Worte damals mißverstanden hatte, als sie ihn gegen seinen Rivalen, der ihn beschuldigte, nach Hellers Erbschaft zu streben, verteidigte. James liebte Ada, wollte sie die Seine nennen, aber argwöhnisch in allem, sah und errieth er die keimende Neigung des jungen Mädchens für Arthur und verschob seine Hoffnungen auf ihren Besitz auf spätere, gelegener Zeit, die er bei seiner Klugheit schon ausnutzen wollte.

Am Abend vor der Hochzeit stand Arthur neben seiner Braut auf der Veranda und sah tief bewegt auf das wundervolle Landschaftsbild, das sich ihren Augen bot. Murrend durchströmte der kleine Fluß das üppige Thal. Er erinnerte sich seines ersten Besuches in Manoa, als er im Schatten der Bäume Ada zum ersten Mal im weißen Kleide mit der leuchtenden Eibenblüthe im Haar und Gürtel sah. Dann gedachte er des Augenblicks, wo die strahlende Tropensonne die schöne Stätte so hell beleuchtete, an welcher seine Liebe entstanden war, an welcher er so tief gelitten hatte und welcher er glaubte ein ewiges Lebewohl sagen zu müssen.

"Ada," sagte Arthur zu seiner Braut, ihre so heiß ersehnte kleine Hand fest in die seinige schließend, "Ada, erinnerst Du Dich des Tages, an welchem ich Dir hier an derselben Stelle mit trauerndem Herzen Lebewohl sagte, weil ich glaubte, daß Du in die Dir gestellte Falle gehen würdest?"

"Niemals, Arthur, wäre das gewesen. Auch ich liebte Dich schon damals. . . oh, man ist sehr stark, wenn man liebt! Und dann ist im Herzen der Frau ein Etwas, das Ihr Männer nicht kennt und nicht begreift."

"Und das ist?"

"Das sichere göttliche Gefühl, welches ihr sagt, ob die Liebe, welche sie einflößt, wahr und aufrichtig, ob sie ihrer würdig ist und ob sie sich derselben ohne Furcht anvertrauen kann. Freilich täuschen sich manche darin, aber die wollen nicht sehen, sondern eilen blindlings in ihr Geschick."

Ein Beitrag zur Geschichte der Schirme.

Von J. Baher.

Die Erfindung der Schirme, zunächst des Sonnenschirmes, wird den Orientalen zugeschrieben, da diese wohl am meisten das Bedürfniß hatten, sich vor den glühenden Strahlen der Sonne zu schützen. Der Sonnenschirm kann auf ein sehr respectables Alter zurücksehen, man rechnet 3000 Jahre und noch mehr.

In vielen Ländern des Morgenlandes bezeichnen die Sonnenschirme durch ihre äußere Beschaffenheit die Rangordnung ihrer Träger und sind nicht selten selbst das Abzeichen königlicher Würde,



Weihnachtsgaben. Von J. Gisela.

ja in Marokko ist es überhaupt nur dem Kaiser gestattet, einen Schirm zu gebrauchen, dem Volke dagegen ist es nicht erlaubt.

In der Türkei bestand ein ähnliches Gebot, und erst seitdem dort europäische Sitten mehr und mehr überhand nehmen, gebrauchen auch die gewöhnlichen Sterblichen einen Sonnenschirm, haben aber denselben bei schwerer Strafe zu schließen, wenn sie am Palaste des Sultans vorübergehen. Daher kommt es wohl, daß man sich dort eigentlich mehr eines großen Handsäckers an einem langen Stiele bedient.

Wann die Sonnenschirme vom Morgenlande zu uns herübergekommen sind, kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. Wir wissen nur, daß die Völker des klassischen Alterthums bereits Schirme der verschiedensten Art, große und kleine und solche mit länglichen Stäben, kannten. In Rom gebrauchten eine Zeit lang auch die Männer den Sonnenschirm.

In welcher Zeit etwa der Sonnenschirm zu uns gekommen ist, läßt sich ebensowenig nachweisen, doch ist aus alten Gemälden ersichtlich, daß zur Zeit Karls V. bereits Sonnenschirme von den Frauen benutzt wurden. Unter Ludwig XIII. hielten Edelknaben den vornehmen Damen Sonnenschirme über den Kopf, wenn diese zu Fuß gingen.

Ein treuer Freund und unentbehrlicher Begleiter in trüben Tagen ist uns der Regenschirm, und kaum können wir uns eine Zeit denken, wo die Menschheit unbeschirmt durch den Regen und das Leben ging, und doch datirt der Regenschirm eigentlich erst von 1640. Denselben gebrauchten im Anfang nur die Frauen. In damaliger Zeit gewährten übrigens auch die Häuser mit ihren weit vorspringenden Dächern in Städten und Dörfern genügenden Schutz gegen die Unbilden des Wetters.

Der Regenschirm soll eine chinesische Erfindung sein. Zum



Ein gemütlicher Winkel. Von Max Kauffmann.

ersten Mal hören wir von einem Schuttdach gegen den Regen aus dem Jahre 802, wo uns berichtet wird, daß Aluin, Bischof von Tours, seinem Freund und Gönner, dem Bischof Arno von Salzburg ein „an einem Stock befestigtes, tragbares Schuttdach“ übersandte, „damit es Euer verehrungswürdiges Haupt vor Regengüssen bewahre.“ Dieser Urschirm dürfte das Modell zu unserem heutigen Regenschirme gewesen sein. Wie werthvoll der Gegenstand damals war, geht daraus hervor, daß die zu seiner Ueberbringung nothwendige Reise mit großen Kosten verbunden war, betrug sie doch 150 Meilen, auf meist schlechten, unwirthlichen Wegen.

Mit diesem Urschirme aber scheinen die Schirme überhaupt wieder ganz von der Bildfläche verschwunden zu sein, denn später wird uns nur immer wieder von Regentüchern berichtet, welche

die Frauen trugen, während die Männer sich noch bis ins 14. Jahrhundert der „Regenhüte“ bedienten, spitzer Filzhüte, welche seitlich einen niedergebogenen Rand hatten, zum Ablaufen des Regenwassers.

Erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts tauchte der Regenschirm in Frankreich auf, so daß man wohl dieses Land als die eigentliche Heimath unseres Regenschirmes bezeichnen kann. In-
deß brauchten im Anfang, wie bereits gesagt, nur die Frauen denselben, und erst im Jahre 1728 begann auch die Männerwelt, sich desselben zu bedienen. In Paris erfolgte ein vollständiger Aufstand der Chaisen- und Säufeträger. Die gefährdete Zunft erblickte im Schirm einen furchtbaren Konkurrenten und machte eine ordentliche Revolution gegen diese Erfindung. Der Schirm

damaliger Zeit war ein Monstrum an Umfang, Größe und Gewicht und dabei für den gewöhnlichen Mann kaum zu erschwingen: so hoch stand er im Preise. Im Jahre 1640 kostete ein Parapluie 45 bis 60 Francs. Ein Schirm war ein Familienstück und vererbte sich von Generation zu Generation. Man fertigte damals dieselben gewöhnlich aus Leder, welches über Fischbeinstäbe gezogen war, und hielt ihn an einem dicken, kupfernen Ring, welcher an einem Hütchen von demselben Metall befestigt war und deren Verbindung die äußeren Enden der Fischbeine deckte. Während die Schirme bis dahin nur offen und aufgespannt sein mußten, erfand man später eine Vorrichtung zum Zuklappen derselben.

Einige Zeit nachher verwendete man Wachseleinwand und geölte Seide als Bezug zu Regenschirmen, ja selbst lackirtes Papier fand dazu Verwendung. Erst um das Jahr 1780 kam leichter Seidenstoff dazu in Gebrauch und zwar hauptsächlich, wie uns aus Ueberlieferungen bekannt ist, Gros de Tours und Gros de Naples. Es wird uns ferner berichtet, daß der Regenschirm in Frankreich nun ein Gegenstand der Mode wurde, und das Jahr 1789 weiß von rosafarbenen, gelben und grünen Regenschirmen zu erzählen, und noch später brachte man die wunderbarsten Farben in Schirmen aus Tageslicht, auch solche mit andersfarbenen Bordüren, bis man im Jahre 1825 den dunklen Schirmen den Vorzug gab, und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Zu besonderen Ehren kam in Frankreich der Regenschirm unter „dem Bürgerkönig“ Louis Philipp, welcher es liebte, in Zivilkleidern und stets mit einem Regenschirme durch die Straßen zu schreiten.

Leidenschaftliche Anhänger des Regenschirmes sind die Engländer, und das Parapluie ist von dem reisenden Engländer geradezu unzertrennlich. Jonas Hanway, ein bekannter englischer Menschenfreund, soll der erste gewesen sein, welcher sich in den Straßen Londons mit dem Regenschirm zeigte. Obschon derselbe lange vorher in England bekannt war, so gebührt doch diesem Menschenfreund unbestritten das Verdienst, den Muth gehabt zu haben, sich damit öffentlich vor der Menge zu zeigen. Die Leute folgten ihm in Schaaeren, rotteten sich um ihn zusammen, von den Lohndienern und Säufträgern war er selbst Thätlichkeiten ausgesetzt, die Frauen stürzten an die Fenster und klatschten in die Hände, und die liebe Straßensjugend stürzte hinter ihm drein und nannte ihn einen Verrückten. Hanway störte dies alles nicht, vor wie nach zog er bei Regenwetter mit

seinem Schirme aus und beschirmte auch wohl seine Freunde, welche ihm zufällig begegneten und auch gar bald das Praktische des neuen Schuttdaches einsahen. Trotzdem dauerte es drei volle Jahre, bis der Schirm Hanways Nachfolger in der Stadt der Nebel fand.

Bereits im Jahre 1750 war ein aus Paris übergesiedelter Franzose auf den schlauen Gedanken gekommen, große Regenschirme aus grauer Seidenwand anzufertigen und dieselben stundenweise an Studenten in Oxford und Cambridge zu vermieten, damit die Musensohne trockenen Hauptes von einem Kolleg ins andere wandern konnten. Niemand von der Bevölkerung fiel es

sonst ein, dies nachzuahmen, bis endlich Jonas Hanway sich des Schirmes bediente, den er von einer Forschungsreise aus dem fernen Orient mit nach London gebracht.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts noch wurde vor den Hallen der hohen Aristokratie Englands ein großer Regenschirm aufgespannt, unter dessen Schutz die Frau vom Hause von der Thüre aus in den Wagen stieg. Schon unter Königin Annas Regierung war es in den großen Kaffee- und Gasthäusern Brauch, den bekann- ten Gästen einen Regenschirm zur Verfügung zu stellen. Doch gehört die allgemeine Einführung dieses, bei dem regnerischen Klima Englands so unumgänglich notwendigen Möbels erst diesem Jahrhundert an. Ein englischer Dichter Gay erwähnt in einem Gedicht vom Jahre 1712 des Regenschirmes und bespöttelt darin eine Näherin, welche bei Regenwetter mit einem geölten Schirm



Weihnachtsstollen. Von O. Pilz.

durch die Straßen eilte, von dem das Wasser in Strömen floß.

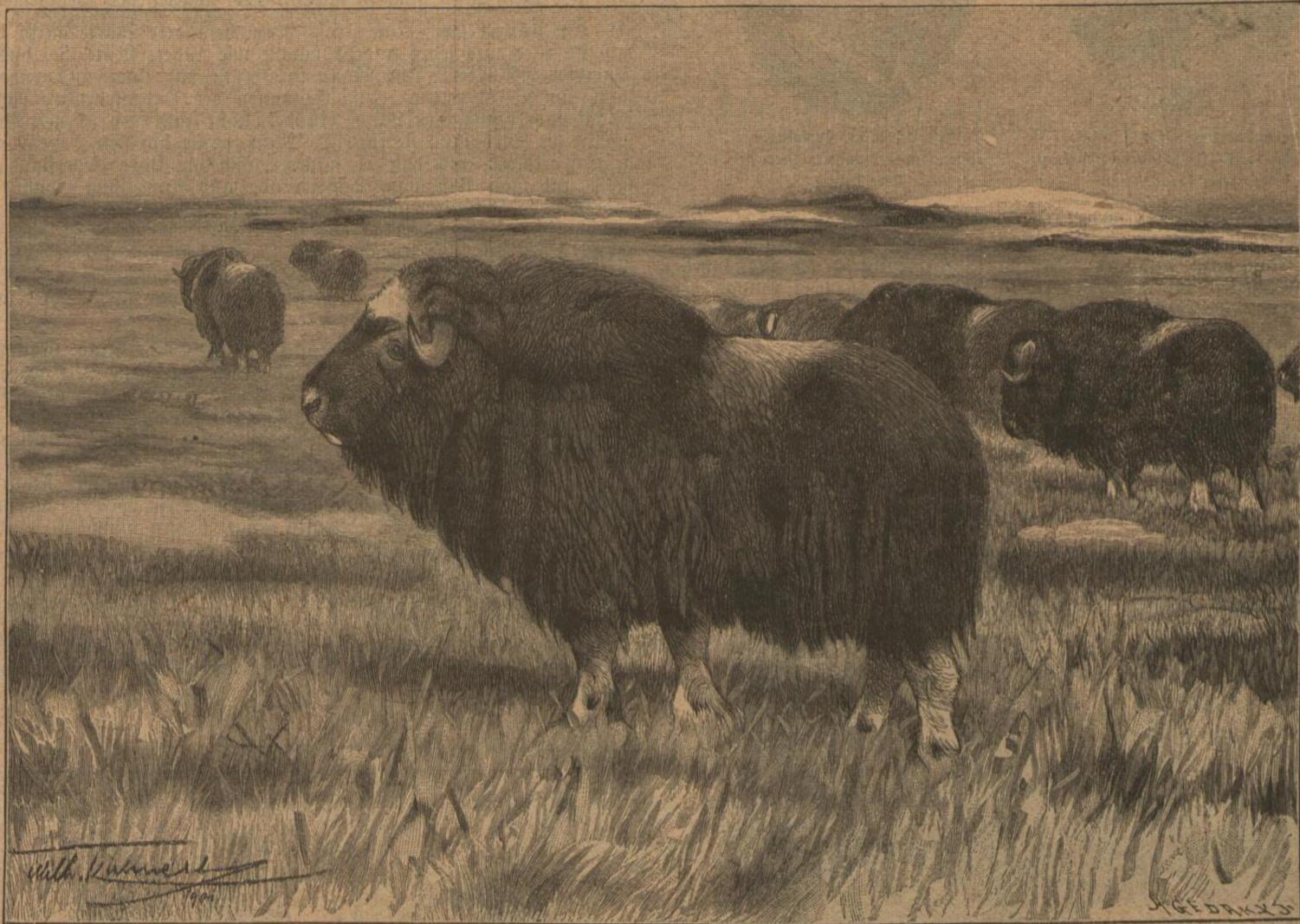
Ein schottischer Arzt, Jamieson, brachte 1781 einen Regenschirm von Paris in seine Heimath. Es war der erste, welcher in Glasgow gesehen wurde, und erregte die allgemeine Aufmerksamkeit. Wie aus Ueberlieferungen hervorgeht, wurden in England die ersten Regenschirme von geölter Seide gefertigt und natürlich war es schwierig, den Schirm, wenn der Stoff durchgenäht war, auf- oder zuzumachen. Der Stab und das übrige Gestell waren schwerfällig und unbequem, und der Artikel, wie auch in Frankreich, sehr theuer.

Ueber das Auftauchen des Regenschirmes in der Schweiz wollen wir uns an folgende Ueberlieferung halten. Es war gegen 1760, als der erste Regenschirm nach Herisau in der Schweiz kam. Damals erhielt der Bleicher Tenner von einem Geschäftsfreunde aus Paris ein „Parapluie“ zum Geschenk. Dasselbe war eine gewaltige Maschine mit Quasten an der Seite

und erregte großes Erstaunen. Denn solches war in Herisau bis dato noch nicht gesehen worden und förderte einen völligen Umschwung in den Gebräuchen des Ortes zu Tage. Wenn es am Sonntag „rauh Wätter“ war, so mußte Tenners Knecht im „Sonntagsgruß“ mit dem Dache ausrücken. Zuerst wurde Landmann Schieb in seinem Hause abgeholt und von einer zahlreichen Zuschauermenge feierlich zur Kirche geleitet. Hierauf kam die Reihe an den funktionirenden Pfarrer und endlich an den Schirmbesitzer.

In Deutschland hielt es schwer, den Regenschirm einzuführen, und jeder Versuch dazu scheiterte vollständig. Man bespöttelte und verlachte die Neuerung ebenso wie auch in den anderen Ländern und erst nach und nach gewöhnte man sich an den Anblick und den Gebrauch des Schirmes. Die Firma Du Crogel soll ihre Ladendamen Wochen lang mit einem Regenschirm durch die Straßen Berlins geschickt haben, um dies Vorurtheil zu be-

Schirm zu Hilfe und hielt, darunter stehend, die Grabrede. Den Bauern, die damals (vor etwa 30 Jahren) die Erzeugnisse der modernen Kultur so gut wie gar nicht kannten, imponirte das ungeahnte Schauspiel, und als einige Wochen später eine Knabe starb, erschien der Vater beim Popen und bat, sein Sohn möge gleichfalls mit dem Regenschirm beerdigt werden! Der Pape begriff sofort, daß hier ein gutes Geschäft zu machen sei, und erkundigte sich ganz ernsthaft, ob der Verstorbene den rothen oder den blauen Schirm erhalten solle. Zener entschied sich für den rothen und der Seelsorger erklärte, daß dieser das Begräbniß um 20 Prozent vertheure. Allein der Landmann war bei Kasse und der Zug der Leidtragenden wurde daher trotz des Sonnenscheins vom Popen angeführt, der sein ehrwürdiges Haupt mit aufgespanntem, großen, rothen Regenschirm beschattete.“



Moschusochsen. Von Wilh. Kuhnert.

seitigen. Im Jahre 1794 fand denn auch der Schirm dort Eingang. In den kleinen Städten und auf dem Lande blieb derselbe aber noch lange Zeit ein Luxusartikel, den höchstens der Herr Pfarrer, der Herr Amtmann und der Gutsherr besaßen. Später hatte man dann für die ganze Familie einen einzigen Regenschirm, das heute noch viel bespöttelte Regendach, welches einen ungeheuren Umfang besaß und gewöhnlich roth von Farbe war. Ein messingener Griff hielt die Stäbe zusammen. Heute noch sieht man manchmal solch' ehrwürdige Familiendächer bei den Landleuten entlegener Gegenden, denn die in der Nähe der Städte sind schon von der Kultur belect und haben ihre modischen Schirme.

Heute ist der Regenschirm fast über alle Länder verbreitet, die Schirmfabrikation hat einen bedeutenden Umfang angenommen und dadurch, daß er fabrikmäßig billig hergestellt wird, ist er auch Gemeingut geworden, so daß es uns fast unglaublich erscheint, was uns die Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Jahrgang 1887 aus einem Karpathendorf erzählt: „Eine Bauersfrau war mit dem Tod abgegangen und wurde bei heftigem Regenwetter zu Grabe getragen. Da sich der Pape nicht dem Regen aussetzen wollte, so nahm er einen großen, blauen

Unsere Bilder.

Der Moschusochse. Einen lebenden Moschusochsen zu sehen, hat wohl in Europa niemand mehr gehofft, denn alle Versuche der Thierhändler, diese Thiere lebend in unsere Zoologischen Gärten zu bringen, erwiesen sich bisher als vergeblich. Nur die Pelzjäger Nordamerikas und die Nordpolforscher wußten von dem seltsamen Geschöpf zu berichten, das — halb Rind und halb Schaf — im höchsten Norden Amerikas in der spärlichen Vegetation der Tundren seine Nahrung findet und der furchtbaren Kälte der durch hundert Tage währenden Polarnacht erfolgreich trotzt. Seit ein paar Monaten beherbergt der Berliner Zoologische Garten eins dieser merkwürdigen Thiere. Von vorn oder von der Seite gesehen, macht es durchaus den Eindruck eines kleinen Kindes; kehrt es dem Beschauer den Rücken zu, so erinnert es am meisten an die Tharziegen des Himalayagebirges oder an andere stark behaarte Wildschafe. Der Moschusochse steht in vieler Beziehung zwischen Rind und Schaf und heißt deshalb auch Schafochse, gehört aber doch wohl mehr zu den Rindern als zu den Schafen. Sein starker Pelz verräth ohne weiteres den Nordländer. Obgleich die Thiere bei einer Schulterhöhe von etwa einem Meter und einer Länge von zwei Metern nicht groß sind, machen sie doch einen sehr kräftigen Eindruck.

Weihnachtsgaben. Wir werden hier Zeugen einer traulichen, kleinen häuslichen Szene. Das fleißige Töchterchen sitzt über die Handarbeit gebeugt, die dem Vater zu Weihnachten gewidmet werden soll. So eifrig Mariechen auch bei der Arbeit ist, wir fürchten, ihre Gedanken träumen über ihr Werk hinaus in die weite, weite Welt, dorthin, wo sich der befindet, für dessen Behaglichkeit sie so gern ihr ganzes Leben hindurch sorgen möchte.



Generalarzt Prof. Dr. v. Lenthold,
Nachfolger v. Colers als Generallabsarzt
der preussischen Armee.

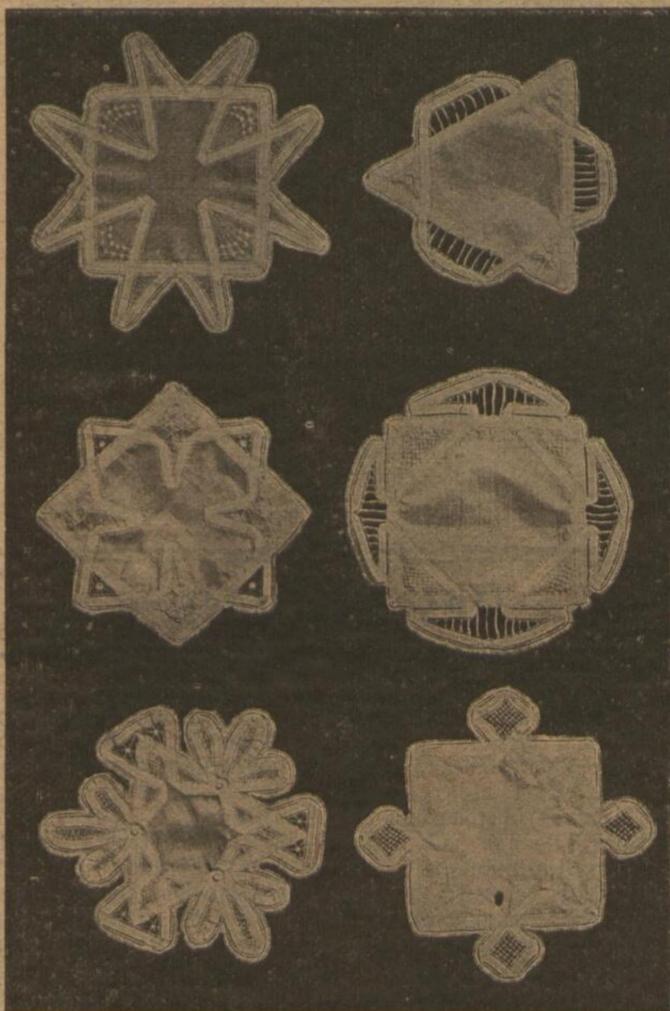


Mr. N. Finsen, Kopenhagen,
erhielt den medizinischen Preis der
Nobelsiftung.

Ein gemüthlicher Winkel. Nach des Tages Last und Hitze sitzt es sich im kühlen Winkel der Dorfschenke so behaglich. Ein guter Trunk, ein paar Rudi dazu, und wenn der erste Appetit gestillt ist, ein paar lustige Stanzeln an sein blitzsauberes Madel, geschmeitert zu dem Klange der Harmonika, das ist denn Frieder sein Fall.

— Für die Hausfrau. —

Handarbeit. Reizende Tellerdeckchen in unzähligen Varianten, von denen ein halbes Duzend unten abgebildet ist, lassen sich aus farbiger Seide mit Verzierung von Pointlaccband und Füllungen von beliebigen verschiedenen Spigenstichen herstellen. Der Reiz dieser Formen



Tellerdeckchen in Pointlacc-Arbeit und Seide.

liegt darin, daß die Spigenecken zum Theil über die seidene Grundform hinausgehen, zum Theil auf dem Seidenstoff aufliegen. Gelbliches Band und feiner, gelblicher Zwirn zu rosa, lila, lichtgrüner Seide wirken besonders hübsch. Feine Pistols umranden die Deckchen.

— Allerlei. —

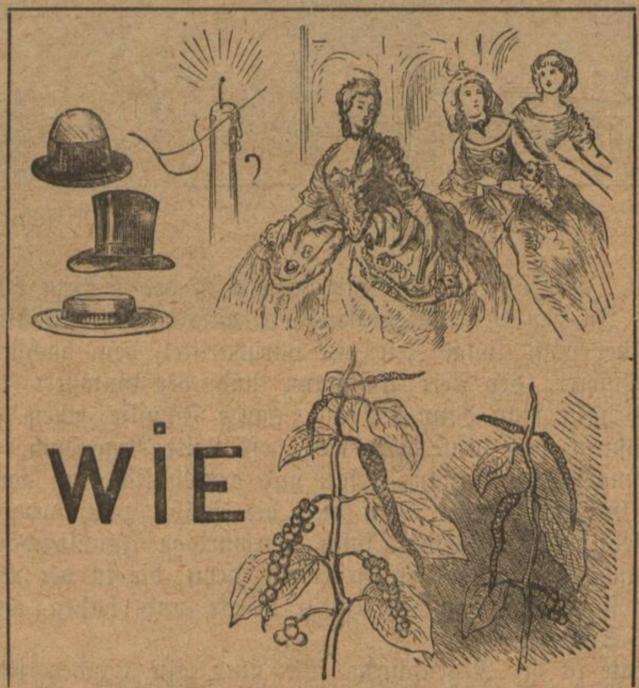
Auch ein Heirathsantrag. Er für sich. Endlich habe ich sie einmal allein! Jetzt muß ich mich zu dem entscheidenden Worte aufschwingen. Ich liebe sie ja bis zum Wahnsinn; aber wie soll ich's ihr beibringen? — Sie (hinter ihrem Fächer): Endlich ist's so weit! Wie nervös ich mich dabei fühle! Wenn er bloß nicht gar zu dramatisch wird! Hoffentlich muß ich ihn nicht von den Knien aufheben. Wenn er doch nun bloß etwas sagte! Dies gräßliche Schweigen muß ich brechen (laut): „Sind Sie schon viel gereist, mein Herr?“ — Er: „Noch nicht. Ich hebe es mir für die Hochzeitsreise auf.“ — Sie: „D wie komisch! Nämlich genau, wie ich es mache.“ — Er: „Nun, da könnten wir sie am Ende zusammen machen!“ — Sie: „Ich fürchte, weder Ihre Frau noch mein Mann würden ihre Hochzeitsreise gern in so großer Gesellschaft machen!“ — Er: „Die Gesellschaft wäre nicht gar so groß, wenn Ihr Gatte und meine Gattin Mann und Frau wären!“ (Der Rest des Gespräches ging in undeutliches, abgerissenes Gemurmel über.)

Er kennt sie. Eine Frau, deren besondere Stärke darin bestand, daß sie alles und jedes anders machte wie andere Leute, fiel aus einem Dampfer ins Meer. Ihr Mann sprang in ein Boot und ruderte ihr nach, um sie zu retten. Zum Erstaunen der Dabeistehenden ruderte er jedoch nach dem nahen Lande hinüber, nicht nach dem offenen Meere zu, wohin die Strömung sie fortriß. Man konnte sich sein Benehmen nicht anders erklären, als daß der Schreck ihm die klare Uebersicht geraubt habe, und gab ihm vom Schiffsrande aus Anweisung, wohin er zu rudern habe. Er aber schüttelte den Kopf und rief zurück: „Bei andern gewöhnlichen Menschen mag das ja zutreffen; meine Frau aber hat in ihrem Leben noch nie irgend etwas so gemacht wie andere Leute. Sie wird sicher auch jetzt nicht mit der Strömung schwimmen.“ Dies einzige Mal aber hatte sie es dennoch gethan, und es war ihr schlecht bekommen: nur als Leiche fand man sie wieder.

Nette kleine Engel. Vater, Mutter und Kind brachten eine Nacht in einem Hotel zu. Das Töchterchen wurde zu Bett gebracht, die Eltern saßen im Nebenzimmer beim Abendbrot. Emmy aber fürchtete sich in der fremden Umgebung allein zu schlafen und weinte. Die Mutter kam und tröstete sie, daß sie ja nicht allein sei, die lieben kleinen Engel seien ja bei ihr. Die Kleine beruhigte sich, und die Mutter ging wieder hinaus. Bald aber stellten sich ungebetene Gäste ein, wie sie in Hotelbetten nicht selten sind. Emmy fing abermals zu weinen an und rief laut: „Mama, Mama! Die kleinen Engel beißen mich!“

Britisches Phlegma. Der letzte englische Graf Pomfrot warb auf höchst seltsame Weise um seine nachmalige Gattin, eine reiche Erbin. Bei der ersten Zusammenkunft fragte er sie: „Mögen Sie gerne geröstetes Brot mit Butter essen?“ — „Ja!“ — „Ja!“ erwiderte die Dame. — „Auf beiden Seiten bestrichen?“ — „Ja!“ — „Ja!“ — „Wollen Sie meine Frau werden?“ — „Ja!“ Das vierte „Ja“ gab die Braut am Altar. Die Ehe war eine sehr glückliche.

Rebus.



Viersilbige Charade.

Eins und zwei ein Frauennamen,
Drei und vier ein Männernamen,
Eins, zwei, drei und vier ein Pferdenamen.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:
des Räthfels: Mehlthau; — der dreisilbigen Charade: Landeshut.

Verantwortlicher Redakteur: Rudolf Elcho in Berlin.

Gedruckt und herausgegeben von „Gutenberg“, Druckerei und Verlag, Actien-Gesellschaft, Berlin W., Köhnowstraße 105.
Papier von der Firma „Papierfabriken in Friedland Emil Lohm & Co. in Berlin W., Köhnowstraße 105.